

Liebe ega-Frauenrunde!

Wie angekündigt, möchte ich euch heute mit einer vergessenen Wiener Dichterin bekannt machen, auf die ich selbst eher durch Zufall gestoßen bin. Sie heißt **Emmy Klein-Synek**, wurde am 21. November 1891 in Ottakring in eine kinderreiche jüdische Familie – sie hatte vier Brüder und eine Schwester – und in ein proletarisches Milieu hinein geboren. Die Familie betrieb einen kleinen Flaschenbierhandel. Sie selbst – und auch ihre Schwester – waren sehr bildungshungrig. Sie hat eine Ausbildung zur Sprachlehrerin gemacht und später in der Sprachschule ihrer Schwester Englisch und Französisch unterrichtet. Ganz besonders wurde dieser Bildungshunger – und das gehört zu den interessanten Details aus ihrem Leben – aber durch den Besuch von Volkshochschulen gestillt, insbesondere durch das „Volksheim Ottakring“, dessen treue Hörerin sie war, das sie ihr „geistige Heimat“ nennt und dem später sie in einigen Gedichten ein Denkmal gesetzt hat.

Eine weitere wichtige Rolle in ihrem Leben hat ihr Mann **Emil Synek** gespielt, den sie 1921 geheiratet hat – sie ist damals übrigens aus der Israelitischen Kultusgemeinde ausgetreten – und zwar in mehrfacher Hinsicht: einmal in künstlerischer, denn er war es, der für die meisten ihrer musikalisch-literarischen Veranstaltungen, mit denen sie vor allem in den Nachkriegsjahren im Volksheim Ottakring an die Öffentlichkeit getreten ist, die künstlerische Leitung innehatte. Er war es aber auch, der ihr in der Nazi-Zeit das Leben gerettet hat. Er war „arisch“ und er ließ sich nicht von ihr scheiden, obwohl der Druck der Behörden in dieser Hinsicht damals sehr groß war. Die Ehe galt als „privilegierte Mischehe“, was Emmy Klein-Synek vor der Deportation bewahrte. Vielleicht ist es daher nur recht und billig, wenn ich als erstes ein Gedicht von ihr

vorlese, das sie im Jahr 1961 – kurz nach dem Tod ihres Mannes – geschrieben hat. Es heißt „**Was wäre meine Liebe?**“

### **Gedicht: Was wäre meine Liebe**

Aus: In der Stille. Neue Gedichte. Wien. Europäischer Verlag 1962

*Was wäre meine Liebe,  
wenn nur Verzweiflung bliebe,  
dass dich der Tod mir nahm,  
der Tod, der dir so sachte,  
der Leiden Ende brachte,  
vom Siechenbett dich nahm.*

*Was wäre meine Liebe,  
wenn nur Verzweiflung bliebe,  
die wild das Herz zerreißt,  
die hemmt, die lähmt und bindet,  
die nur den Abweg findet,  
der aus dem Leben weist.*

*Ich hab' dich nicht verloren.  
Du bist mir neu geboren,  
mein Lieb, bist immer da.  
Wo ich auch immer bleibe,  
was ich auch tu' und treibe,  
mein Lieb, du bist mir nah'.*

*Mich lenkt und führt dein Wille.  
Ich lausche in der Stille  
ergeben nach dir hin,  
hör' deine Stimme klingen,  
mir treue Botschaft bringen,  
dass ich nicht einsam bin.*

Ihr habt es anhand dieses Gedichts vermutlich bemerkt: Emmy Klein-Synek war keine „große“ Dichterin. In den Literaturgeschichten wird man sie, obwohl sie im Jahr 1958 sogar den Theodor-Körner Preis für Literatur erhalten hat, eher vergeblich suchen. Ihre Form war das „Gelegenheitsgedicht“, für das sie viele Anlässe im Laufe ihres

Schaffens fand und die Kurzgeschichte, in der sie gerne „die kleinen Leute“ so porträtiert hat, wie sie – selbst ein Kind ihrer Zeit – diese sah. Immerhin gibt es von ihr **8 Gedichtbände**: Von einem ersten Versuch unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg – das 1920 erschienene Bändchen hat „**Aus Nacht und Licht**“ geheißen – bis zu ihrem letzten Gedichtband „**Bunte Blätter**“, der 1967 erschienen ist. Außerdem hat sie viel Kurzprosa geschrieben – also Kurzgeschichten – die zum Teil auch in Sammelbänden erschienen sind. Der letzte davon hieß „**Mosaik**“ und ist 1968 erschienen.

Viele ihrer Kurzgeschichten aus der Nachkriegszeit sind in der „Arbeiter-Zeitung“ erschienen oder in der sozialdemokratischen Wochenzeitschrift „Die Frau“, in deren Redaktion ich selbst als junge Frau gearbeitet habe. Manche dieser Kurzgeschichten haben einen politischen Hintergrund, wie etwa „Der Hausball“, die am 19. Jänner 1949 in der Arbeiter-Zeitung erschienen ist, und diesen Text lese ich euch jetzt vor.

### **Kurzgeschichte „Der Hausball“ AZ, 19.1.1949**

*Ich will hier von einem Geschehen berichten, grotesk, wie es nur eine Epoche grausamster Barbarei zeitigen konnte – und doch war es bis vor knapp fünf Jahren alltägliche Selbstverständlichkeit. Würde ich in fünfzig Jahren diese Erinnerung schreiben, ich müsste sie mit weitschweifigen Erläuterungen kommentieren. Sonst würde mancher Leser das Blatt weglegen, verärgert über soviel Unwahrscheinlichkeit. Heut aber, da noch tausend und aber tausend Wunden bluten, die der barbarische Henkerarm geschlagen hat, kann ich schlicht und einfach die Wahrheit erzählen.*

*Es war im Winter 1941/1942. Allabendlich kamen wir zu traulicher Gemeinschaft in einer großen Küche im Parterre unseres Hauses*

*zusammen [...] Damals bewohnte sie ein Geschwisterpaar, dessen Eltern vor etwa vierzig Jahren diese Wohnung bezogen hatte.*

*Unvergeßliche Stunden bleiben es, die wir dort Abend für Abend verbrachten. Zuerst berichteten wir, aus den sogenannten privilegierten Ehen, den Ehen zwischen Juden und Nichtjuden, die wir noch im glücklichen Besitz eines Radioapparates waren, gedämpften Tones den atemlos Lauschenden, was wir soeben im Äther vernommen hatten. Dann plauderte man und es wurden Witze erzählt, auf deren Verbreitung KZ und Schafott standen. Gesellschaftsspiele wurden veranstaltet, bei denen wir oft zu ausgelassenen Kindern wurden. Manchmal wenn die Männer Schach oder Karten spielten, strickten wir Frauen und Mädchen aus geschenkten oder gesparten Wollresten, warme Wintersachen für die „Reise nach Polen“. Und gerade da ging es immer besonders lustig zu. Es war wie eine geheime Absprache unter uns allen: „Kopf hoch! Nicht unterkriegen lassen.“ Nur einmal, als es besonders lustig gewesen war, flüsterte mit Frau Else beim Abschied zu: „ Es nützt ja nichts, wir kommen ja doch noch dran!“ Und dann fügte sie rasch hinzu: „ Sie sind ja durch Ihren Mann geschützt, gottlob.“ Und sie drückte mir fest und warm die Hand.*

*Es war im Jänner 1942, in der Schreckenszeit, da allwöchentlich ein Transport wehrloser Opfer in den Tod geschickt wurde. Da fassten wir den Plan, am Faschingssonntag, einen Hausball zu veranstalten. Alle waren Feuer und Flamme dafür und vierzehn Tage lang herrschte in unserem Kreise ein lustiges Geheimtun, ein fröhliches geschäftiges Vorbereiten.*

*Es wurden Kostüme zusammengestellt, Lieder und Musikstücke geprobt und heitere Vorträge einstudiert. Nicht ohne Rührung denke ich oft daran, wie die arme Frau Else, deren Mann in Shanghai hungerte und deren einziger Bub sich in Australien nach der Mutter sehnte und sich*

*um sie sorgte, emsig wie eine Schülerin die lustigen Verslein memorierte, mit denen sie die Gäste unterhalten wollte.*

*Und als der Abend des Faschingsonntags kam, fand sich in unserem ausgeräumten, mit Girlanden hübsch verzierten Zimmer eine bunte Gesellschaft zusammen. Jeder hatte etwas für Leib und Seele mitgebracht und es wurde getanzt und musiziert, gesungen und rezitiert. Ich glaube, wir wären wohl bis in den Morgen beisammen geblieben, wenn nicht der komische „Professor Schwefeldampf“ zum Aufbruch gemahnt hätte. Und jetzt schlichen sie ganz leise und vorsichtig davon, der herzige, sanftägige Schusterbub am Arm des Alt-Wiener Fiakers, das blondhaarige Rokokomädel am Arm des aufgenordeten „Schneidermeister Wotrupal“. Als wir am nächsten Abend wieder in unseren Alltagskleidern beisammen waren, gab es die heitersten Reminizenzen, und eifrig begannen wir, eine lustige Theateraufführung zu planen. Zu dieser kam es aber nicht mehr.*

*Drei Wochen später, an einem Dienstagvormittag, hielt ein Auto vor unserem Haus. Einige SS-Männer sprangen heraus, stürmten ins Haus und schlugen mit den Stiefeln an die sterngezeichneten Türen und forderten die erbleichenden Bewohner auf, sich binnen drei Stunden für den Abtransport fertig zu machen. Um die Mittagsstunden fuhren die Unglücklichen mit ihrem armseligen Handgepäck in die Schule in zweiten Bezirk, wo sie tagelang unter qualvoller Mißhandlung auf die Fahrt in den Tod warten mussten. Drei oder viermal drangen noch spärliche Nachrichten von ihnen zu uns, dann blieben sie verschollen, ausgelöscht.*

*Wenn ich meinen Bücherkasten öffne, fällt mir oft eine kleine, künstliche Ratte in die Hände, dieselbe, mit der der lustige „Professor Schwefeldampf“ uns Frauen damals beim Hausball erschreckt hatte. Dann schließe ich für einen Moment die Augen und sehe sie alle vor mir,*

*die buntgeputzen, lustigen Gestalten. Dann muss ich daran denken wie tapfer, wie heldenhaft sie ihr Los ertragen haben. Und dann denke ich an den widerlichen Propagandateufel Goebbels, der in den ersten Wochen der Versklavung in der Nordwestbahnhofhalle eine Hetzrede hielt, in der er sich über die Feigheit der „Untermenschen“ lustig machte.*

*Wie groß, wie mutig, haben diese „Untermenschen“ ihren unverdienten Tod entgegengesehen und wie feig, wie erbärmlich haben sich jener „Herrenmensch“ und vieler seiner großmäuligen Kumpane aus dem Leben gestohlen.*

Ich finde an dieser Geschichte so besonders interessant, dass sie ein Zeitzeugnis ist, geschrieben in den späten 40er Jahren, in denen die Erinnerung an die Nazi-Zeit und ihre Greuel noch frisch war. So muss man wohl auch den besonderen Ton dieser Erzählung verstehen.

Emmy Klein- Synek hat die Politik und ihre Auswirkungen aber nicht nur rückwärts gewandt betrachtet. Sie war – in ihrer Art – auch eine Vorkämpferin für Frauenrechte – heute würde man wohl Feministin sagen. Dazu ein kurzes Gedicht aus dem Jahr 1960, das im Umfeld des Internationalen Frauentages in der Zeitung „Die Frau“ erschienen ist.

**Gedicht „ Wir Frauen“.** Die Frau, 26.3. 1960

*Wir Frauen haben viel erreicht  
und unser Kampf, er war nicht leicht.  
Es galt, nicht zu erschlaffen.  
Unblutig blieb dabei die Hand,  
Ausdauer, Mut, Takt und Verstand,  
das waren unsre Waffen.  
Wir trugen Härten, Undank, Hohn  
Im eignen Lager oft davon  
Und sind doch mild geblieben.  
Und haben unsre Frauenart  
In allen Kämpfen treu bewahrt:  
Zu sorgen und zu lieben.*

*Sind unsre Reihen noch so dicht,  
wir feiern, doch wir rasten nicht,  
wir zähen Wegbereiter.  
Viel ist getan, viel wartet noch,  
denn unser Ziel ist herrlich hoch.  
Nur weiter, einig weiter!*

Ich habe aber auch eine Kurzgeschichte, die 1957 in der „Frau“ erschienen ist, für euch ausgewählt, weil sie auch das Engagement von Emmy Klein- Synek zeigt.

**Kurzgeschichte „Der Bierwagen“.** Die Frau, 28. 9. 1957

*Nein, Frau Hadek will ihren Karli nicht in den Kindergarten schicken. Sie hat ein Vorurteil gegen diese segensreiche Einrichtung, ungerechtfertigt wie alle Vorurteile. Leicht finden sich immer Leute, die falsche Meinungen befürworten. Sooft davon die Rede ist, wird die arme kleine Hansi zitiert, die sich angeblich im Kindergarten den Scharlach geholt hat und daran gestorben ist. [...] Die Menschen, die an einem regnerischen Märztag ihrem kleinen Sarg folgen, erzählen sich flüsternd mancherlei.*

*Nein, Frau Hadek wollte ihren Karli nicht in den Kindergarten schicken, und sie bekundete ihren Willen immer wieder. Bis zur Schule sollte er bei ihr zu Hause bleiben. Sie hatte nur eine Halbtagsbeschäftigung und am Vormittag war die Großmutter da. Frau Hadek klagte wohl, manchmal mit Recht, manchmal mit Unrecht, dass ihr die Omi den Buben verzog. Aber im großen und ganzen fühlten sich beide Frauen wohl dabei. Nicht ganz so wohl fühlte sich unser Karli. Seine Bilderbücher konnte er längst auswendig. Seine paar Spielsachen begannen ihn zu langweilen. Neues gab es nur zu großen Festtagen. Umgang mit anderen Kindern fand er nur in der schönen Jahreszeit im Park. Ein Bub und ein Mäderl, ungefähr*

*in Karlis Alter waren wohl in der Familie. Man wohnte jedoch drei Bezirke weit voneinander, die gegenseitigen Besuche kosteten viel Zeit und obendrein das Fahrgeld.*

*So seltsam es scheinen mag, eines Tages griff der kleine Bursche – natürlich nicht vorbedacht – selbst in sein nicht ganz zufriedenes Kinderleben ein. Zu seinem fünften Geburtstag steuerten Mutter und Großmutter zusammen und schenkten ihm einen Bierwagen. Zwei Schimmel mit haarigen Mähnen und Schweifen waren vorgespannt, und das Geschirr blitzte und blinkte. Zwölf Fässer waren da, von Klammern festgehalten, und warteten geradezu auf das Abladen. Drei Tage hörte Frau Hadek, wenn sie zu Mittag von der Arbeit kam, von ihrer Mtuter keine Klage über Karli.*

*„Das haben wir amal richtig erraten“, sagte die Omi und ihre Augen leuchteten vor Freude. „Den ganzen Vormittag hat der Bub mit dem Bierwagen gespielt.“*

*Ende der Woche hatte die Großmutter kleine Wäsche in der Küche. Drinnen im Zimmer ging es auffallend still zu. Da war kein „Hü!“ und kein „Ho!“ zu hören und auch kein Gespräch mit den Pferdchen, wie es der Karli dem alten Bierwagenkutscher abgelauscht hatte. Als die Großmutter mit der Wäsche fertig war und sie auf den Boden zum Aufhängen tragen wollte, ließ ihr die Stille drinnen doch keine Ruhe. Sie stellte den Wäschekorb noch einmal nieder und trat rasch ins Zimmer. Das war leer. Wo war der Bub? Ahnungsvoll bückte sich die Großmutter und spähte unter Karlis Bett. Da hockte der Bub mit eiferheißem Gesicht bei seinem Bierwagen, die Schimmel waren ausgespannt und er war eben dabei das letzte der vier Räder abzumontieren. Recht unsanft*

*forderte ihn die Großmutter auf, sofort mit dem „kaputten“ Bierwagen hervorzukommen. Gern hätte sie ihrem Ärger mit ein paar Dachteln Luft gemacht, aber das brachte sie nicht über ihr großmütterliches Herz.*

*Am Abend kam, wie jeden Samstag, Toni, der jüngere Bruder des Mannes von Frau Hadek, der vor vier Jahren bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen war. Der Schwager hatte sich verspätet und fand zu seinem Bedauern Karli schon schlafend im Bett. Frau Hadek erzählte von der „Schandtät“ ihres Buben und verschwieg auch nicht, wie sie ihn bestraft hatte. Gereizt wartete sie auf Tonis Widerspruch. Immer, wenn es sich um Karlis Erziehung handelte, hatte der „Siebengscheite“, wie sie den jungen Lehrer oft nannte, etwas auszusetzen. Anrühren sollte sie den Buben überhaupt nicht. Heute machte sie sich auf allerhand gefasst. So erboht jedoch hatte sie den Schwager noch nie gesehen. Sie wurde aschgrau im Gesicht, während er sprach und fand schließlich kein Wort der Entgegnung. Als er ging, klang ihr „Auf Wiedersehen“ kühl.*

*Es war schon Mitternacht und die junge Mutter fand noch immer keinen Schlaf. Ihr heftiges Temperament wollte sie immer wieder aus dem Bett treiben. Aber das Kind! Es schlief so gut, da durfte sie kein Licht machen. Das Kind! Was hatte der Toni da gesagt? Im Grab möchte sich sein Bruder umdrehen, wenn er wüsste, wie oft sie seinem Buben durch ihren Unverstand und Eigensinn schadete.*

*„Du musst Karli in den Kindergarten schicken,“ Zwei- oder dreimal sagte er das. Dann ist der Toni wieder freundlich geworden, hat ihr sonderbare Dinge erzählt. Karlis Vater hatte einmal die Taschenuhr des Großvaters zerlegt.*

„Da wollen die Kinder nichts zerstören“, erklärte der junge Lehrer, „da wollen sie untersuchen und wieder zusammensetzen. Das ist eben der“, wie hatte er es genannt?, „der Betätigungsdrang im Kind.“ Dann fielen ihr wieder die Worte der Chefin ein, die gefragt hatte, ob sie ab nächsten Monat auch am Nachmittag kommen könne. Sie müsst' sich's einteilen. Einteilen, aber wie? Die Mutter war nicht mehr die Jüngste und hatte schließlich auch ihren eigenen Haushalt.

Eine Woche später war Karli im Kindergarten eingeschrieben. Als ihn seine Mutter zum ersten Mal abholte, erwartete sie, dass er sie begrüßen würde, als hätte er sie ein Jahr lang nicht gesehen. Es war nicht so. Er lief zwar auf sie zu, als er sie erblickte, ließ sich zwei Busserln gefallen, rannte aber gleich wieder davon. Er kam mit dem Sackerl, in dem seine Schuhe aufbewahrt waren, zog sie an, half einem Kleineren beim Knüpfen der Schuhbänder und verstaute dann geschäftig seine Hausschuhe in dem Sack. Mit einer Art Wappenstolz zeigte Karli der Mutter das Schwammerl darauf, sein Zeichen im Kindergarten. Der Weg nach Hause reichte kaum aus, um der Mutter alles zu erzählen, von Tante Gusti, von den Kindern, vom Spielen, Basteln, Singen und Turnen, vom Essen und endlich vom Schlafen nach dem Essen. Dafür hatte er ja nicht soviel übrig, sagte aber mit tolerantem Lächeln: „Weißt Mutti, das ist so bei uns eingeführt. Alle Kinder schlafen.“

Zum Einstand in den Kindergarten bekam Karli seinen Bierwagen zurück, von Onkel Toni wieder auf Glanz hergerichtet. Am Sonntag darauf, als Frau Hadek in der Küche beschäftigt war, war es so mäuschenstill im Zimmer, dass sie mißtrauisch die Tür öffnete und hineinguckte. Da saß Karli mit eiferheißem Gesicht bei seinem Tischlerl und mühte sich ab, seinen Bierwagen für die Kindergartentante zu

*zeichnen. Er hatte Tante Gusti davon erzählt und die hatte gesagt, sie möchte ihn sooo gerne sehen...*

*Tante Gusti, die fröhliche, junge Kindergärtnerin, war Karlis erste große Liebe.*

Irgendwie fast modern, dieses Loblied auf die pädagogische Einrichtung „Kindergarten“, die bisweilen auch Politiker von heute noch immer als „Betreuungsinstitution“ sehen, wenn auch die Geschlechterrollen durchaus den späten Fünfzigerjahren entsprechen, findet ihr nicht? Ich komme jetzt langsam zum Schluss, möchte euch aber keinesfalls vorenthalten, was Emmy Klein-Synek über ihr „Volksheim“ , also die Volkshochschule Ottakring geschrieben hat. Es gibt bei ihr eine ganze Reihe von Gedichten zu diesem Thema. Am meisten berührt hat mich persönlich die „Volksheimsymphonie“ aus dem Jahr 1967, die in ihrem bereits erwähnten letzten Gedichtband „Bunte Blätter“ erschienen ist.

**Gedicht: „Volksheimsymphonie“.**

Aus: Bunte Blätter, Wien 1967.

*Sie lebte kein eigenes Leben,  
ging an ihrer Jugend vorbei.  
Kein erster Blick zarter Enthüllung,  
kein erste Kuss süßer Erfüllung,  
kein seliger Sonntag im Mai.*

*Sie lebte für Vater und Mutter,  
auf Kindespflicht nur eingestellt.  
Als Alter und Krankheit dann kamen,  
den Vater, die Mutter ihr nahmen,  
da stand sie allein auf der Welt.*

*Selbst Freundschaft war fremd ihr geblieben,  
stets nur für die Eltern bereit,  
bis freundlich der Zufall hier waltet,  
der Alternden Leben gestaltet,  
nachholend verlorene Zeit.*

*Erschöpft von der Pflege, vom Kummer,  
sinkt Martha aufs Krankenbett hin.  
Und wäre der Arzt nicht gewesen,  
sie wäre vielleicht nie genesen.  
Wozu auch? Was hatte noch Sinn?*

*Noch Sinn? Draußen blüht rings der Frühling  
Und Martha zur Kur auf dem Land,  
lässt dankbar sich freundlich betreuen,  
lernt scheuer Befreundung sich freuen,  
mit einer, die seelenverwandt.*

*Helene, die Zimmergenossin,  
verwitet, nicht jung, doch voll Kraft,  
die reicht ihre helfenden Hände,  
bis Martha sich zaghaft am Ende  
zu eigenem Leben errafft.*

*Im Herbst bringt Helene die Freundin  
Ins Volksheim, das selbst sie so liebt.  
Hat sie doch nach trostlosen Jahren  
im Volkshochschulleben erfahren,  
was Lernen und Wissen so gibt.*

*Nun, wie es so oft geht im Leben,  
auch hier ist der Anfang recht schwer.  
Die Zeit scheint für Martha verloren.  
Sie hört nur mit halbwachen Ohren  
Und bleibt dabei innerlich leer.*

*Allmählich erschließt sie die Sinne,  
hört aufmerksam zu und schreibt mit,  
wird heimisch in freundlicher Runde,  
bereitet sich vor jede Stunde,  
mit Jung und mit Alt hält sie Schritt.*

*So reiht an das Jahr sich das nächste.  
Kein Tag ist dem andern jetzt gleich.  
Sie wechseln im buntem Erleben  
von Freundschaft, Gemeinschaft und Streben.  
Erfüllt fühlt sie Martha und reich.*

*Einmal, ihre Freundin erwartend,  
steht Martha gebannt auf dem Gang.  
Da kommt es aus Zimmern und Sälen  
und scheint sich, zum Gruß zu vermählen,  
der Arbeit beglückener Sang.*

*Da hört sie Muskinstrumente,  
hört Schreibtasten ratternd im Chor,  
da hört sie die Lehrer dozieren,  
die Hörschar laut memorieren  
Sie hört es mit trunkenem Ohr.*

*Sie trinkt es hinein in die Seele.  
Dort bleibt es, entgleitet ihr nie.  
Die Tage der Arbeit durchdringt es.  
In Ferienzeiten erklingt es.  
Geliebte Volksheimsymphonie.*

*Dann mitten im regsamen Leben  
erkrankt sie wie früher einmal.  
Jetzt aber will Martha sich wehren.  
Jetzt muss sie kein Doktor bekehren.  
Freiwillig geht sie in Spital.*

*Dort ringt sie mit Fieber und Schmerzen,  
Die Krankheit nimmt schlimmen Verlauf.  
Die Mitpatientinnen alle,  
die Schwestern, die Ärzte im Saale,  
sie geben die Ringende auf.*

*Nur einer verliert nicht die Hoffnung,  
ihr Doktor. Der kennt sie so gut.  
Er kommt oft nach Martha zu schauen.  
Wie auch ihre Kräfte verflauen,  
er kennt ihren heiteren Mut.*

*Am zehnten der mühsamen Tage  
Erwacht Martha lächelnd und frisch.  
Der Dämmer in ihr ist zerrissen.  
Sie richtet sich auf in den Kisssen.  
In ihr ist ein tönend Gemisch.*

*Sie hört da Musikinstrumente,  
hört Schreibtasten ratternd im Chor,  
sie hört da die Lehrer dozieren,  
die Hörschar laut memorieren.  
Sie lauscht mit erwachendem Ohr.*

*„Die hört schon die Engelein singen“,  
spricht fromm eine Schwester im Saal.  
Doch Martha, dem sinnvollen Leben  
Auf Erden bald wiedergegeben,  
verläßt dankerfüllt das Spital.*

Ich hoffe, ihr habt soviel Pathos ertragen. Aber Emmy Klein-Synek war eben selbst ein Kind ihrer Zeit. Sie ist übrigens ziemlich alt geworden. Sie ist am 27. Oktober 1974 in Ottakring gestorben.